



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Der Mensch in der Berufssarbeit**

**Blume, Wilhelm**

**Bad Homburg v.d.H., 1957**

Gemeindeschwester Olwen Davies

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](#)

Über 70 Jahre sind — unvermeidliche Kriegsrückschläge eingerechnet — vergangen, seitdem Margarete Steiff den ersten Nadelstich an ihrem ersten Stofftier probiert hat. Vor ihrem Tode hat sie ihrem Lebenswerk durch die Umwandlung in der Form einer Familiengesellschaft als „Margarete Steiff GmbH“ Dauer verliehen. Die Nachkommen ihrer Neffen führen es in der Gründungsabsicht weiter, „Kinderherzen zu erfreuen“.

### Gemeindeschwester Olwen Davies, ein Mensch, den man nicht vergißt

Olwen Davies war erst zweiundzwanzig, als sie frisch vom Ausbildungskursus weg als Gemeindeschwester im Bezirk von Tregenny, einer in rauher Gebirgsgegend gelegenen Bergarbeiterstadt in Südwales, angestellt wurde. Ein unfreundliches, spärlich möbliertes Zimmer in der einzigen Straße war ihre Behausung. Die Einwohner lebten von der Welt abgeschlossen, waren vielfach untereinander verspipt und zeigten der Fremden abweisende Mienen.

Trotz des frostigen Empfangs stürzte sich Schwester Olwen mit Feuereifer in ihre Arbeit. Bei jedem Wetter wanderte sie über die öden Bergpfade, besuchte die Kranken, pflegte die wenigen Patienten in der kahlen Klinik, die das Gesundheitsamt nur notdürftig eingerichtet hatte. Der einzige amtierende Arzt, Dr. Gallow, träge, unfähig und dem Trunke ergeben, leistete ihr keine Hilfe. Mehr als einmal mußte die junge Krankenschwester angesichts der ständigen und entmutigenden Schwierigkeiten die Versuchung niederkämpfen, ihre Stellung aufzugeben.

Gegen Ende ihres ersten Sommers brach in Tregenny eine heftige Scharlachepidemie aus. Als Schwester Olwen Dr. Gallow um seine Anweisungen zur Eindämmung der Epidemie bat, erhielt sie nur einen mürrischen Verweis von ihm. Solche Ausbrüche seien nichts Ungewöhnliches in Tregenny; was in Gottes Namen könne man tun, als die Kranken verarzten und die Heimsuchung mit Geduld ertragen? Die junge Krankenschwester empfand diese Antwort als Herausforderung an ihr eigenes Gewissen. Sie sammelte Proben der Milch, des Brunnenwassers und was sonst noch in Frage kam und schickte sie an das Gesundheitsamt in Cardiff. Achtundvierzig Stunden später kam telegraphisch der Bescheid, die Scharlachinfektion sei auf die Milch aus Morgans Molkerei zurückzuführen und die Molkerei bis auf weiteres zu schließen.

Ein Sturm des Unwillens über eine solche „Einmischung“ erhob sich. Idwal Morgan, der Besitzer der Molkerei, ein in Tregenny hochgeachteter Mann, Vorsitzender des Schulausschusses und Diakon der Kirchengemeinde, vermochte seine Empörung nicht zu zügeln. Als er Schwester Olwen auf der Straße begegnete, überschüttete er sie mit zornigen Vorwürfen und erklärte rundheraus, er werde dem Verbot zum Trotz auch weiterhin seine Milch an die Bevölkerung von Tregenny ausgeben.

Es sah böse aus für die junge Krankenschwester, und wer weiß, wie es noch geendet hätte, wenn nicht plötzlich Morgan selber vom Scharlachfieber übermannt worden wäre. Als Junggeselle, schon ziemlich bei Jahren, hatte er niemanden, der für ihn sorgte, außer einem uralten halbblinden Knecht, und dabei hatte es ihn, wie es meistens geht, wenn Erwachsene von Scharlach befallen werden, besonders arg gepackt.

Als Schwester Olwen zu ihm kam, wälzte er sich in Fieberphantasien im verdunkelten Zimmer in seinem Bett. Rasch ging sie ans Werk. Sie wusch ihn erst, wechselte die Laken, machte das Bett, spülte ihm den Mund, gab ihm seine Medizin, schrieb seine Temperatur auf, lüftete das Zimmer und stützte ihm den Rücken mit Kissen. Dann brachte sie ihm aus der Küche einen Napf mit kräftiger Brühe. Mit einer letzten Anordnung an den alten Molkereiknecht nahm Olwen ihre Handtasche und machte sich auf den Weg zu ihrem nächsten Patienten. Es war ein harter Kampf, aber zu guter Letzt kam Morgan doch über den Berg. Als er wieder leidlich bei Kräften war, folgte er mit den Blicken allen Bewegungen der jungen Schwester, wenn sie im Zimmer hin und her hantierte. Wortkarg, wie er war, redete er nur wenig, aber Olwen fühlte seine Dankbarkeit. Und als er ihr bei ihrem letzten Besuch warm die Hand drückte und verlegen eine Abbitte murmelte, da wußte sie — und es huschte etwas wie ein Siegesgefühl durch ihr Herz —, daß er nicht länger ihr Feind war.

Sobald Morgan außer Bett und außer Haus war, erzählte er freimütig, was sie für ihn getan hatte. Er gestand ehrlich ein, daß er im Unrecht gewesen sei. Schwester Olwen fühlte bei ihrer Arbeit, wie ihr die allgemeine Achtung langsam, aber sicher zuströmte. Sie wurde nicht mehr mit finsternen Blicken und feindseligem Schweigen empfangen. Die Menschen öffneten ihr Türen und Herzen. Bald kamen die Kinder auf dem Schulweg quer über die Straße gelaufen, um sie zu begrüßen; die Bergleute, die aus der Grube heimkehrten, lächelten ihr zu, und die alten Frauen luden sie zu einer Tasse Tee und frischgebackenem Kuchen am Kamin ein.

Dann, gegen Ende dieses Jahres, trat ein großes Ereignis ein — ein örtlicher Ausschuß, mit Idwal Morgan an der Spitze, machte ihr ein wind- und wetterfestes Dreigangfahrrad zum Geschenk. Es kostete die wackere Gemeinde keine geringe Anstrengung; denn die Zeiten waren schlecht in dem Tal, viele Gruben arbeiteten nur mit halber Schicht, und die Groschen, mit denen ein jeder seinen Beitrag zu bestreiten hatte, waren verzweifelt knapp. Aber für Olwen, die jetzt von der Mühsal befreit war, ihre tägliche Fünfzehnkilometerrunde zu Fuß pilgern zu müssen, bedeutete es eine unschätzbare Gabe.

Dieses Fahrrad war es, auf dem ich Schwester Olwen daherkommen sah, als ich bei einem Krankenbesuch zum erstenmal mit ihr zusammentraf. Sie war damals dreißig Jahre alt, von großer, kräftiger Gestalt und machte den Eindruck einer reifen Frau. Der feste, freimütige und eindringliche Blick ihrer

klaren grauen Augen verriet eine redliche und ernste Seele. Unmittelbar nach Abschluß des Studiums als Nachfolger Dr. Gallows eingetroffen, fühlte ich mich recht nervös in meiner Unerfahrenheit, aber vom ersten Augenblick an — und hernach immer wieder — verlieh ihre Gegenwart mir Sicherheit. Vielleicht lag das an der Art, wie sie am Krankenbett stand, wie sie mir ein Instrument oder Verbandszeug reichte und mir leise Mut zusprach, wenn sie mir anmerkte, daß ich nicht recht aus und ein wußte, oder mich mit einem ruhigen beifälligen Blick belohnte, wenn ich etwas gut gemacht hatte. Oft, wenn wir in den Mitternachtsstunden in der beengten Dachkammer eines armseligen Hauses arbeiteten und um ein Menschenleben kämpften, bewunderte ich ihre Seelenstärke und Geduld. Wurde sie bei einem Grubenunfall herbeigerufen, war sie dank ihres unentbehrlichen Fahrrades immer schon vor mir zur Stelle und stand ruhig und guten Mutes neben den Krankenträgern am Schachteingang bereit, bei dem Rettungswerk unter Tage mitzuhelfen. Ihre ihr völlig unbewußte Selbstlosigkeit schien vor allem der Grundton ihres Wesens zu sein. Sie dachte immer nur an andere. Sie mochte noch so beschäftigt sein, immer fand sie Zeit zu einem teilnehmenden Wort, und keine Müdigkeit hielt sie davon ab, mitten in der Nacht wegen eines dringenden Krankenbesuches aufzustehen.

Dabei war sie einer Zigarette zum Kaffee und in späteren Jahren einem guten Glas Bier durchaus nicht abhold. Sie ging nur selten zur Kirche, und das in einer Gegend, in der man im allgemeinen fromm war. „Zuviel zu tun“, lautete ihre lächelnde Entschuldigung. Aber in all den Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich sie nie etwas Schlechtes von jemandem sagen hören. Sie war keine geistreiche Frau, aber sie verfügte über ein unschätzbares Kapital an gesundem Menschenverstand und eine nie versagende Fähigkeit, in jeder Lage einen Ausweg zu finden. Als einmal — ich werde das nie vergessen — in einer abgelegenen Hütte bei einem Notluftröhrenschnitt an einem diphtheriekranken Kinde das elektrische Licht ausging und ich hilflos, wie vor den Kopf geschlagen, in der plötzlichen Dunkelheit stand, schlüpfte sie hinaus und kam mit einer strahlenden Leuchte zurück, bei deren Schein die Operation erfolgreich beendet wurde. Es war ihre elektrische Fahrradlampe.

Das alte schwarze Fahrrad, es schien richtig mit ihr verwachsen! Wenn unsere nächtliche Arbeit überstanden war und sie mir eine erquickende Tasse heißen, starken Kaffees gebraut hatte, nickte sie mir ein vergnügtes Lebewohl zu und radelte zurück in ihr Logis neben der Klinik. Ich pflegte sie damit zu hänseln, daß sie unweigerlich mit diesem Rad verbunden sei und es ihr Leben lang bleiben werde.

Drei Jahre glitten rasch vorüber. Dann bekam ich ein Angebot nach London. Es schmerzte mich, die Arbeitsgemeinschaft mit Schwester Olwen aufzugeben, obwohl sie es war, die mir zuredete, anzunehmen. Aber ich konnte mich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß auch ihr sicherlich bald eine Beförderung zuteil werden würde.

Nach einer längeren Flaute war die Kohlenindustrie jetzt wieder in vollem Aufschwung begriffen, und die Direktoren der Tregenny-Gesellschaft hatten beschlossen, daß die Stadt nun endlich ein Krankenhaus mit einem eigenen Chirurgen bekommen sollte. Ich freute mich herzlich darüber, daß Olwen als Oberin der neuen Anstalt eine Stellung erhalten sollte, wie sie ihr gebührte.

Als ich am Vorabend meiner Abreise schweren Herzens zu ihr ging, um mich zu verabschieden, bemerkte ich so nebenbei: „Ihrem Rad werden Sie ja nun auch bald Lebewohl sagen. Das brauchen Sie dann nicht mehr, wenn Sie das Krankenhaus zu leiten haben.“

Schwester Olwen blickte ruhig zu mir auf.

„Ich fürchte, ich brauche meine alte Maschine doch noch. Ich werde nicht Oberin des Krankenhauses.“

„Was!“ Ich starrte sie an, bestürzt und überrascht. „Nach all dem, was Sie für die Gemeinde getan haben? Aber Morgan, die ganze Bevölkerung — alle wollen doch nur Sie!“

„Vielleicht“, sagte sie freundlich. „Aber der neue Chirurg möchte seine eigene Oberin aus Cardiff mitbringen. Sie soll äußerst befähigt sein, viel mehr als ich, und sie wird den Posten erhalten.“

„Nicht möglich“, rief ich.

„Doch, die Gesellschaft hat die Ernennung bereits bestätigt.“ Sie lächelte — ihr stilles, gütiges Lächeln — ohne eine Spur von Eifersucht oder Groll. „Es ist am besten so, wirklich. Ich tauge nicht sehr dazu, Leute zu dirigieren, und in der Technik der Chirurgie bin ich doch ein bißchen aus der Übung.“ Ihr Lächeln wurde inniger. „Ich glaube, ich werde viel glücklicher sein und viel nützlicher, wenn ich weiter mit meinem Rad herumkutschiere.“

Jahre vergingen, ehe ich wieder einmal nach Tregenny kam. Als ich die vertraute, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße entlangging, stürmten die Erinnerungen auf mich ein.

Plötzlich hielt ich inne. Dort an der Tür der Molkerei stand, trotz seiner Jahre noch immer frisch und munter, Idwal Morgan. Er erkannte mich auf den ersten Blick und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich fragte sogleich nach Schwester Olwen. Er sah mich unter verdüsterten Brauen an.

„Sie haben nicht von ihrem Unfall gehört?“

Erschrocken, von jäher Sorge ergriffen, schüttelte ich den Kopf.

„Es ist schon fast zwei Jahre her. Sie war auf ihrem Rad unterwegs zu einem Patienten, in einer finsternen, stürmischen Nacht.“ Er sprach mit gepreßten Lippen. „Ein Baum war quer über die Straße gestürzt. Sie fuhr direkt hinein.“

Lag zwei Stunden in Wind und Regen, eh wir sie fanden — mit gebrochenem Rückgrat.“

Ich starrte ihn entsetzt an.

„Aber . . . sie ist wieder gesund geworden?“

Er gab keine Antwort. Nach einer Weile nahm er mich am Arm und machte sich stumm mit mir auf den Weg, die Straße hinan. Ich warf im Gehen von Zeit zu Zeit bange Blicke auf sein unbewegtes, verschlossenes Antlitz. Wohin führte er mich? Doch nicht etwa auf die Anhöhe oberhalb der Stadt . . . zu dem kleinen Friedhof?

„Sie wissen nicht“, stieß er plötzlich, gerade vor sich hinschauend, hervor, „daß ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Aber sie wollte nichts davon hören. Zu sehr war sie von ihrer Arbeit beansprucht.“ Er hielt inne. „Ja — treu, treu ihrer Arbeit.“

Bei dem Ton, in dem er das sagte, wurde mir schwer ums Herz. Aber dann mit einem Male entspannte sich sein starres Gesicht, er wandte sich mir zu und klopfte mir auf die Schulter.

„Schauen Sie nicht so trübselig drein, Doktor“, sagte er. „So schlimm wie Sie denken, ist es ja wohl nicht.“

Er lenkte mich unversehens in einen schmalen Zugang, und, mich plötzlich erinnernd, sah ich, daß wir uns vor dem Haus der Gemeindekrankenschwester befanden. Wie ein Blinder ließ ich mich von ihm hineinführen. Dann sah ich durch den Nebel, der mir den Blick verschleierte, etwas, wobei sich mir fast das Herz umdrehte.

In einem Rollstuhl, etwas gebeugt, grauhaarig, viel magerer als früher, eine Decke über den gelähmten Beinen, aber noch immer in ihrer Amtstracht, saß die Gemeindeschwester Olwen Davies. Von ihren Patienten umgeben, Kindern zumeist, die sie mit heiterer Miene betreute, steuerte sie ihren fahrbaren Stuhl mit geübtem Griff im Zimmer umher. Ich stand regungslos in einer dunklen Ecke. Als der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte, stürzte ich, fast ehe sie sich noch umwenden konnte, auf sie zu und umklammerte ihre Hände — diese abgearbeiteten, tüchtigen Hände, die ein halbes Jahrhundert lang im Dienste der leidenden Menschheit tätig gewesen waren.

„Schwester Davies . . . Olwen!“ rief ich. „Es geht Ihnen gut?“

Sie hatte mich sofort erkannt.

„Warum nicht? Sie sehen doch — ich bin immer noch an der Arbeit.“

Sie schaute mich mit ihrem sonnigsten Lächeln an. „Und noch immer auf Rädern.“

## Drei Schneider

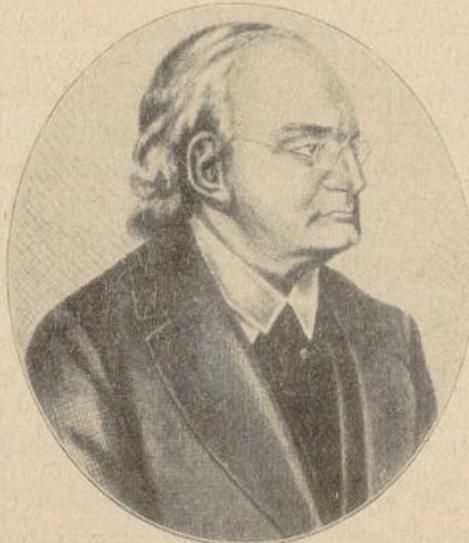
Wir singen im Volkslied: „Es kamen drei Schneider wohl an den Rhein“ und ergötzen uns an den drei tollen Meisterstücken, die sie in einer Ingelheimer Weinstube zum besten gaben. (S. S. 260!)

Diese Drei sind hier nicht gemeint.

Auch nicht drei der hochberühmten Schneider, die in dem Büchelchen standen, das der Meister seinem Lehrling Peter Rosegger bei besonders feierlichen Anlässen zu zeigen pflegte. Da sah er unter anderem Georg Derfflinger, der unter dem Großen Kurfürsten die Schweden bei Fehrbellin aus dem Felde geschlagen hat; in seiner Jugend war er Schneider gewesen und hatte dann erst die Elle mit dem Reitersäbel vertauscht; „er war ein flinker Schneider, zum Stechen wohl geschickt, oft hat er an die Kleider dem Feinde was geflickt.“

Oder man fand in jenem Ehrenalbum abgebildet den Wiedertäuferkönig Johannes von Leyden, der ebenfalls nach dem Spruch gehandelt hat: „Nicht länger Schneider, immer weiter!“, freilich mit geringerem Glück als der brandenburgische Feldmarschall. In einer Neuauflage jenes Büchleins über berühmt gewordene ehemalige Schneider könnte jetzt Peter Rosegger selber stehen; ist er doch aus einem mittelmäßigen Hausschneider ein sehr beliebter Dichter geworden.

Auf solche Größen aber kommt es uns hier ebenfalls nicht an. Wir suchen vielmehr *Meister, die ihrem Fach, ihrer ursprünglichen Berufssarbeit treu geblieben sind und darin etwas Tüchtiges geleistet haben* und doch auch — wie jene historischen Gestalten — als Persönlichkeiten vor uns stehen.



geb. 1768 in Kufstein † 1850 in Wien

In einer *solchen* Schneiderdreiheit müssen wir als ersten den Meister JOSEF MADERSPERGER nennen.

Gleicht das Gesicht des Meisters nicht mehr dem eines Gelehrten als dem eines Handwerkers? Man sieht es ihm an, daß er ein Grübler war. In der Tat — Jahre angestrengtesten Nachdenkens haben dazu gehört, bis ihm *bei und neben seiner Arbeit* die Erfindung gelückt ist, die heute — in technisch vervollkommeneter Form — Millionen von Menschen nutzen, die meisten aber von ihnen, ohne seinen Namen zu kennen. (S. S. 70 ff.)